

Solidarität



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3spaltige Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 45 • 35. Jahrgang

Berlin, den 9. November 1929

Zur wirtschaftlichen Lage im graphischen Gewerbe

Seit langer Zeit spricht man im Deutschen Buchdrucker-Verein von einer schweren wirtschaftlichen Krise, in der sich das graphische Gewerbe befinden soll. Früher beschränkte man sich darauf, die wirtschaftliche Lage des Gewerbes nur in Zeiten tarifpolitischer Spannungen zum Gegenstand öffentlicher Besprechungen zu machen. Etwa seit Beendigung der Inflationszeit läßt sich jedoch feststellen, daß dieses Thema der zentrale, unerlöschliche Diskussionsstoff der Unternehmer geworden ist.

Zweifellos ist es zutreffend, daß die wirtschaftliche Lage des Gewerbes gegenwärtig viel zu wünschen übrig läßt. Uns beunruhigt vor allem der bedenklich hohe Stand der gewerblichen Arbeitslosigkeit. Während die meisten Industrien und Gewerbe in den vergangenen Monaten von einer schwachen Abnahme der Arbeitslosigkeit berichten konnten, ist sie im graphischen Gewerbe fast ununterbrochen gestiegen. Das muß um so bedenklicher stimmen, als gerade unser Gewerbe in den zurückliegenden Jahren eine verhältnismäßig hohe Widerstandskraft gegen die Wellen der allgemeinen Arbeitslosigkeit bewiesen hat. Sollte es darum zureichend sein, was die Unternehmer behaupten, daß unser Gewerbe nicht nur durch die allgemeine Wirtschaftskrise in Mitleidenhaft gezogen wird, sondern daß wir daneben noch unter einer besonderen Krise, die in den gewerblichen Verhältnissen selbst ihren Ursprung hat, zu leiden haben? Durch die Arbeitslosigkeit selbst wird das Vorhandensein einer besonderen gewerblichen Krise nicht bewiesen. Die Arbeitslosigkeit ist zunächst nur die Wirkung irgendwelcher Ursachen, und diese Ursachen sind durchaus nicht immer in allgemeinen oder besonderen gewerblichen Krisen zu suchen.

Wenn deshalb die Unternehmer behaupten, das Gewerbe habe mit einer besonderen Krise zu kämpfen, so müssen sie trotz der Arbeitslosigkeit beweisen, daß diese Krise überhaupt vorhanden ist. Es soll nicht gesagt werden, daß sie es an Versuchen hierzu fehlen lassen. Da ist zunächst die täglich wiederkehrende Behauptung, im graphischen Gewerbe herrsche eine fast hundertprozentige Preis-anarchie. Weil im Kampf um den Auftrag jeder den anderen unterbietet, sind nach den Angaben der Unternehmer Aufträge in der Regel nur noch zu Selbstkostenpreisen herinzubekommen. Ein wunderbares Argument; man bedenke, was alles sich damit machen läßt. Wenn man z. B. gar nicht mehr leugnen kann, daß die Betriebe mit Aufträgen hinreichend versorgt sind, zieht man sich in die Reservestellung zurück, indem man achselzuckend sagt: Tja, wir verdienen aber doch nichts daran!

Für die Gewerkschaften sind solche Behauptungen nahezu völlig unkontrollierbar. Gerade aus der vielbewiesenen Tatsache, daß die Geschäftsberichte der gewerblichen Unternehmen heute offensichtlich unter dem Gesichtspunkte der Gewinnverschleierung abgefaßt werden, muß zwangsläufig geschlossen werden, daß man die angebliehen Selbstkostenpreise doch nicht so ganz ohne sinnnehmbare Gewinnausschlüsse errechnet. Und diese Auffassung wird sicherlich nicht dadurch erschüttert, daß die Unternehmer in ihrer Presse hin und wieder verhältnismäßig bedeutungslose Beispiele für Preisunterbietungen publizieren. Daß Preisunterbietungen im graphischen Gewerbe vorkommen, steht zweifellos fest. Dagegen ist es mehr als notwendig, Umfang und Bedeutung dieser Erscheinung gegen die geradezu lächerlichen Wertbeurteilungen der Unternehmer sorgsam abzugrenzen.

Die Ursache der besonderen gewerblichen Krise liegt nach den Angaben der Unternehmer in einem auffälligen Mißverhältnis zwischen der technischen Produktionsfähigkeit des Gewerbes und den ihm zufließenden

Aufträgen. („Zeitschrift“ Nr. 72, Seite 630 wörtlich entnommen.)

In den Inflationsjahren, in welchen viele deutsche Betriebe in starkem Maße für das Ausland beschäftigt waren und in den günstigen Jahren 1925/26 haben sich viele deutsche Buchdruckereien im Glauben an ein Fortdauern der günstigen Konjunktur verleben lassen, ihre technischen Anlagen stark zu erweitern und große Mittel darin festzulegen; sie müssen heute leider erkennen, daß sie die Verhältnisse falsch beurteilt haben und daß nicht nur die Aufträge des Auslandes, sondern auch namhafte Aufträge der heimischen Besteller fehlen.

Diese Erklärung ist scheinbar dazu bestimmt, den letzten Ursachenherd der gewerblichen Schwierigkeiten zu verschleiern.

Zunahme der Druck- und Seksmaschinen in den Jahren 1925 bis 1927

	1925	1926	1927
Seksmaschinen	1039	141	848
Druckmaschinen	2967	1386	2471

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die Kapitalanlagen im Jahre 1927 fast denselben Anstieg erreichten, wie im Jahre 1925. Das Jahr 1925 stand im Zeichen einer kräftigen wirtschaftlichen Belebung, die bis in die ersten Wochen des Jahres 1926 hinein anhielt. Der größte Teil des Jahres 1926 war dann mit einem scharfen Nachlassen der Wirtschaftskonjunktur ausgefüllt. Das Jahr 1927 brachte dann wieder wirtschaftlichen Aufschwung. Die obigen Zahlen beweisen, daß mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Auf- und Niedergang auch die Kapitalanlagen im graphischen Gewerbe schwanken. Seht sich die Wirtschaftslage, steigen die Kapitalanlagen, senkt sie sich, verringern sich auch die Kapitalanlagen. Das ist ein ganz alltäglicher Vorgang in der Wirtschaft, der das erforderliche Gleichgewicht zwischen Absatz- und Leistungsfähigkeit immer wieder herstellt.

Angeht es dieser Sachlage kann die These: Fehlanlagen durch trügerische Hoffnungen auf das Auslands-geschäft nicht aufrechterhalten werden. Die Bedeutung und Auswirkung dieses Umstandes ist verhältnismäßig gering. Es kann von den Verfechtern dieser These nicht erklärt werden, warum nach den Erfahrungen der Zeit bis 1926 die Kapitalanlagen im Jahre 1927 in etwa dem gleichen Umfange fortgesetzt wurden wie im Jahre 1925, in dem angeblich durch einen besonderen Umstand Beanpruchung für die Anlagen gegeben wurde. Dieser besondere Umstand fällt fort, und was übrig bleibt, ist die Tatsache, daß im graphischen Gewerbe seit Jahren der technische Produktionsapparat über den Gesamtbedarf hinaus ausgedehnt worden ist.

Stellen wir jetzt einmal die Frage: Worin liegt die wirkliche Ursache der übermäßigen Kapitalanlagen im graphischen Gewerbe? Daß sie erfolgt sind, wird von den Unternehmern selbst angegeben. Daß sie nicht durch einen besonderen Umstand hervorgerufen sind, sondern sich über mehrere Wirtschaftsperioden erstrecken, ist dargelegt worden. Nun ist es ein Axiom-Grundsatz der Volkswirtschaftslehre, daß man Kapital nur anlegen kann, wenn man es hat. Entweder hat man es selbst, oder man beschafft es sich in Form von Krediten. Kredite muß man zurückzahlen. Kann man sie nicht zurückzahlen, kommen Vergleiche und Konturfe. Wir haben nicht vernommen, daß die Zahl der Vergleiche und Konturfe in unserem Gewerbe den Durchschnitt in den vergangenen Jahren überstiegen hätte. Ob eifrige Neugründungen mit Krediten der Vorfertigungen erfolgt sind, ist verhältnismäßig belanglos. Kredite nimmt man auch nur bei wirklichem Bedarf herein, nur in Ausnahmefällen für eine spekulative Überkapitalisation. Man hat also ganz überwiegend eigenes Kapital angelegt. Und eigenes Kapital wird aus Betriebsüberschüssen gewonnen. Wenn man nun in der Lage

war, mit Betriebsüberschüssen die technischen Produktionsanlagen über den tatsächlichen Bedarf hinaus zu erweitern, kann daraus nur geschlossen werden, daß den Betrieben des graphischen Gewerbes in den wirtschaftlich günstigen Jahren überdurchschnittliche Gewinne zugeflossen sind. Darin liegt die wirkliche Ursache der Überkapitalisation. Man hat, um es einmal ganz unverblümt auszusprechen, zuviel verdient und demzufolge zuviel in die Betriebe hineingesteckt. Solange nicht durchgreifende Änderungen erfolgen, wird sich diese Erscheinung in jeder Periode günstiger wirtschaftlicher Konjunktur wiederholen. In Zeiten allgemeiner wirtschaftlicher Belebung ist das graphische Gewerbe erfahrungsgemäß mit Aufträgen hinreichend versorgt. Alle Maschinen laufen, alle Arbeitskräfte werden in ein rasendes Arbeitstempo eingepannt. In solchen Zeiten klettern die Preise an die Grenzen des Preistarifs heran. Wenn nun unter der wirklichen Herrschaft des Preistarifs überdurchschnittliche Gewinne erzielt werden und diese Gewinne sich lediglich in einer spekulativen Überkapitalisation auswirken, dann muß in den maßgeblichen Kreisen des DVB einmal ernstlich geprüft werden, in welchem Maße eine Senkung der tariflichen Preise für die Erzeugnisse des graphischen Gewerbes erforderlich ist. Eine solche Maßnahme wird dem Gewerbe nur zum Vorteil gereichen. Die dadurch herbeigeführte Senkung der Preise in Zeiten dringlichen Bedarfs würde dem Gewerbe sicherlich zahlreiche Aufträge zuführen, die unter der Herrschaft des Preistarifs unterbleiben oder in Ersatzindustrien und -gewerbe abwandern. In diesem Falle würden die Endgewinne wahrscheinlich nicht einmal vermindert. Dagegen würde die so dringlich herbeigesehnte Verbreiterung der gewerblichen Auftragbedeckung mit einem Schlage herbeigeführt und damit die bedenklichen Auswirkungen der Überkapitalisation wesentlich gemildert, wenn nicht ganz aufgehoben.

Es hat keinen Sinn, andere Vorschläge zu machen. Für das Gewerbe kommt es ausschließlich darauf an, die zustehenden Aufträge zu vermehren. Erst dadurch werden zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen, nicht aber durch ein spekulativ-planloses Erweitern der technischen Produktionsanlagen. Die Unternehmer aber sehen treu after deutscher Sitte, treu den verfaßten Weisheiten vergangener Jahrhunderte den einzigen Weg zur Besserung nur in einem radikalen Abbau der „übersehten“ Löhne und der „überkapitanten Soziallasten“. Es war notwendig, ihnen zu sagen, daß es auch anders geht. D. S.

Sie suchen den Schuldigen

Nach einer Statistik für das Jahr 1928, bezogen auf 34 Länder, waren in diesem Jahre 6 Millionen Personen an Streits und Aussperrungen beteiligt. Nicht weniger als 221 Millionen Arbeitstage sind dadurch der Weltwirtschaft verlorengegangen. Der Kaufkraftverlust ist entsprechend groß. Deutschland hält mit über einer Million Personen und vierzig Millionen Arbeitstagen die Spitze. — Herr Geheimrat Rastl, dessen Düsseldorf-Rede wir diese Ziffern entnehmen, fügte dem letzten Satz, Deutschland betreffend, hinzu:

„Ein trauriger Rekord, wenn man bedenkt, wie gerade Deutschland verpflichtet wäre, seine Arbeitskraft in den Dienst des Wiederaufbaues zu stellen.“

Diese Bemerkung riecht stark nach Demagogie! Sind die Arbeiter und Angefallenen etwa schuld, wenn es wegen geringfügiger Forderungen zum Streik kommt? Warum erwähnt Herr Rastl nicht, daß 1928 die meisten in Deutschland wegen Ausständen verlorengegangener Arbeitstage auf Aussperrungen fielen. Gerade in Düsseldorf, ein paar Häuser weiter, wo Herr Rastl diese Worte sprach, sind die Beschäftigten über die Hüften- arbeiteraussperrungen gelacht worden. Also in Zukunft etwas konsequenter, Herr Rastl!

Kommunalwahlen und Gewerkschaftsbewegung

Ob sich zwischen Kommunalwahlen und Gewerkschaften eine richtige und vor allem wichtige Verbindung finden läßt? Nach unserer Auffassung wohl. Das heißt dann, wenn wir die Folgewirkung der Kommunalwahlen werten im Hinblick auf unsere gesamtgewerkschaftlichen Aufgaben und Ziele. Längst sind wir ja als Gewerkschaften nicht mehr nur Lohnmaschine und Beschwerdestelle für die Mitglieder. Unsere Aufgaben umfassen heute die Gestaltung des gesamten sozialen Lebensverhältnisses der Werktätigen. Das bedingt, daß wir uns auch um das Grundverhältnis allen öffentlich-sozialen Zusammenwirkens kümmern, nämlich um das volkswirtschaftliche Geschehen und Werden allgemein. Aus diesem Grunde haben wir uns als Gewerkschaften ja auch ein eigenes volkswirtschaftliches Arbeitsprogramm geschaffen. Wir wollen eine ganz bestimmte volkswirtschaftliche Ordnung und Organisation, die uns die beste Arbeits- und Erfolgsmöglichkeit verpricht. Es ist die demokratisierte Volkswirtschaft, die wir erstreben. Mit diesem Zustand erzielen wir die Möglichkeit der gleichberechtigten Mitbestimmung in der Wirtschaftsführung.

Wir befinden uns mit unserer gesamten organisierten Klassenfront mitten im Vormarsch in dieser Richtung. Dieses klar aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst der Leitung des DGB, und besonders des Genossen Raphaeli. Auf dem letzten Kongreß der deutschen freien Gewerkschaften in Hamburg zeigte Raphaeli, der zum Rezenten über dieses Problem bestimmt war, klar und leichtverständlich auf, wie sich deutlich erkennen läßt ein wirtschafts-demokratisches Werden aus dem Gesamtwirken unserer organisierten proletarischen Klassenfront herauskristalliert. Und dieser Prozeß in der Entwicklung von Gesellschaft und Wirtschaft muß in seinem Fortschreiten von uns mit allen Mitteln gefördert und für seine Endform beeinflusst werden.

Es sind vier Haupttrouten, welche die Entwicklung in der bezeichneten Richtung im Vormarsch aufzeigen. Und zwar geht dieselbe über die gewerkschaftlichen Eigenbetriebe, die Genossenschaften und Konsumvereine, die Gemeinwirtschaftskörper (Kohle, Kali usw.) und die öffentlichen Betriebe sowie die wirtschaftliche Betätigung der sogenannten öffentlichen Hand. Bei den öffentlichen Betrieben und der öffentlichen Hand handelt es sich aber vorwiegend um kommunalpolitische Verwaltungsangelegenheit und Verwaltungsarbeit. Gleichzeitig handelt es sich hier um eine Betriebs- und Wirtschaftsform, die rein gemeinwirtschaftlichen Charakter trägt und keiner privatkapitalistischen Ausbeute mehr unterworfen ist. Aus dieser besonderen kommunalen Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsmöglichkeit erwächst also dem Privatkapitalismus ein gefährlicher Konkurrent und unser Streben nach Wirtschafts-demokratie ein äußerst wichtiger

Bundesgenosse. Im Hinblick auf das in Hamburg erhobene Programm der Demokratisierung der Wirtschaft, für welches dieses kommunal-wirtschaftliche Werden eine tragende Säule darstellt, ist also der kommunalpolitische Einfluß der organisierten Arbeiterschaft zu einem äußerst wichtigen Faktor geworden. Es kommt nämlich darauf an, die kommunale Wirtschaftspolitik im Sinne unseres Programms auf Demokratisierung der Wirtschaft sowie des gesamten öffentlich-sozialen Zusammenwirkens zu beeinflussen und zu leiten. Insofern ist kommunalpolitik heute ein Stück Gewerkschaftspolitik.

Daß es sich hier um ein äußerst beachtenswertes Gebiet handelt, geht wohl am besten hervor aus dem steten und heißen Kampf, den die Privatwirtschaft gegen die Vermehrung der öffentlichen Betriebe sowie die Ausbreitung der öffentlichen Hand führt. In diesem Organ wurde schon öfter hierauf hingewiesen, so daß in diesem Zusammenhang nichts besonderes darüber gesagt zu werden braucht. Nur ein paar Zahlen seien gegeben. Sehen wir uns einmal den Wert des Umsatzes an, den die öffentliche Wirtschaft in Deutschland erzielt:

Umsatz 1925 in Milliarden Mark	
Reichspost	1,71
Reichsbahn	4,67
Gaswerke	0,5 — 0,6
Elektrizitätswerke	1,1 — 1,2
Straßenbahnen, Omnibusse, Hochbahn	0,4
Wasserwerke	0,2
Bergbau und Industrie	0,3
Forstwirtschaft (1926)	0,6
	9,4 — 9,7

Hierzu wäre der Wert der Leistungen der öffentlichen Kredit- und Versicherungsinstitute hinzuzugählen, der ihren Verwaltungskosten gleichgesetzt ist, und zwar für die Reichsbank mit 85 Millionen, für die Sozialversicherung mit 180 Millionen, für die Sparfassen mit 65 Millionen Mark, so daß man, wenn man die anderen öffentlichen Kredit- und Versicherungsinstitute hinzurechnet, auf etwa 0,4 Milliarden kommt. Man kann also den Wert der volkswirtschaftlichen Leistung der gesamten öffentlichen Betriebe für 1925 auf rund 10 Milliarden Mark schätzen. Das ergibt rund ein Fünftel der für das kriegslose Jahr geschätzt. Für 1927 kann dieser Wert sogar auf 11 Milliarden angenommen werden.

Die Höhe der Gesamtauträge, die in den letzten Jahren durch die öffentliche Hand erteilt worden sind, gibt das Reichswirtschaftsministerium wie folgt an: 1926 = 2,3 Milliarden, 1927 = 3,38 Milliarden und 1928 = 2,6 Milliarden Mark. Überlegt man sich, daß

sich also dieser ganze Geschäftsprozeß zum großen Teil in den Kommunen abspielt, dann ist klar, daß die Kommunalwahlen für uns als Gewerkschaften in ihrem Ausgange von ganz eminenter Bedeutung sind. Aber allmählich müssen wir deshalb mitwirken, damit in den Kommunalvertretungen die Anhänger der Politik, der Demokratisierung der Wirtschaft und damit die Freunde und Förderer unserer Gewerkschaftspolitik möglichst stark vertreten sein werden.

Welche Partei da für unsere Mitglieder in Betracht kommt, nur in Betracht kommt, ist hier schon verschiedentlich gesagt worden. Wir wiederholen aber noch einmal, daß wir eine tatkräftige Förderung der Bestrebungen der freien Gewerkschaften nur von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands erwarten können.

Größere Lohnsteigerung in Amerika?

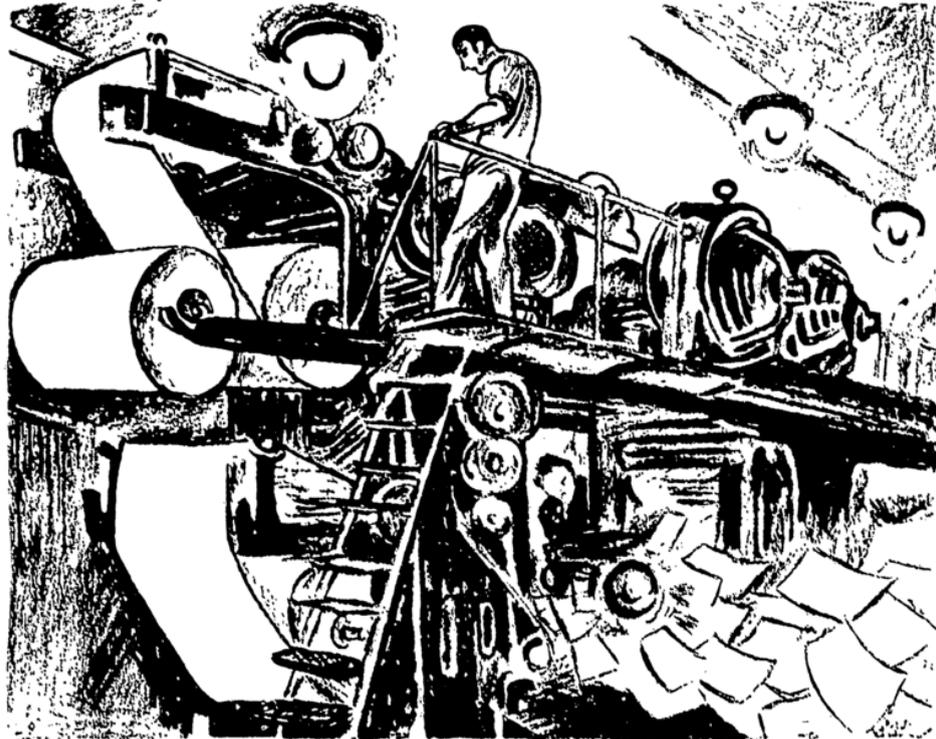
Anläßlich des Kamekongresses in Berlin richteten amerikanische Wirtschaftspolitiker an die deutsche Wirtschaft die Aufforderung, mittels Lohnsteigerungen eine höhere Kaufkraft zu schaffen. Die „Ruh- und Aben-Wirtschaftszeitung“ kommt in ihrer Nr. 36 auf diese Dinge zu sprechen, wobei sie folgendes ausführt:

Der Wochenlohn der Gelehrten belief sich im Januar 1925 auf 36,77 M., Januar 1927 auf 46,36 M., März 1929 auf 52,41 M. und Juli 1929 auf 53,79 M. Diese Wochenlöhne sind also von Januar 1927 bereits bis zum März 1929 um 13,05 Prozent erhöht worden. Und gegenüber dem Anfang 1925 liegt das deutsche Lohnniveau im März 1929 sogar um 42,5 Prozent höher. Im Staate New York stieg der Wochenlohn von Anfang 1925 bis März 1929 um 7,24 Prozent und von Anfang 1927 bis März 1929 nur um 2,81 Prozent. Demnach war das Tempo der Lohnsteigerung in Deutschland in den letzten zwei Jahren dreieinhalbmal so groß als im Staate New York.

Die Zeitschrift der Ruhrhandelstammern mag mit der Behauptung Recht haben, daß in den Jahren 1924 in Deutschland eine Lohnsteigerung erfolgt ist, die nur in wenigen Ländern ihresgleichen findet. Dabei ist beachtenswert, daß erstens die Löhne nach der Inflation äußerst niedrig waren, und zweitens diese Lohnsteigerung nur auf den unablässigen Druck der Gewerkschaften zurückzuführen ist. Dennoch sind die Löhne hierzulande überhaupt niedriger als in Amerika; obwohl dort zweifellos eine geringere Lohnsteigerung in den angezogenen Jahren zu verzeichnen ist. Das liegt daran, daß die amerikanischen Löhne im Kriege und danach auf eine sehr hohe Stufe gehoben wurden und auf „höherer“ verharren. „Währungsbesen“ mußten die deutschen Arbeiter und Angestellten mit den niedrigsten Reallohnen der Welt zufrieden sein. Es erscheint uns als ein vergebliches Beginnen, durch solche Beispiele die deutsche Lohnentwicklung als übersteigert hinzustellen. An der Wahrheit der Bewegung der amerikanischen Wirtschaftsführer über das Verhältnis deutscher Löhne und deutscher Warenpreise wird nichts geändert.

Kuraufenthalt für „Schwerarbeiter“

Der Deutsche Bäderverband hielt kürzlich seine Generalversammlung ab. Unter anderem wurde dort auch ein Bild gegeben, wie viele Millionen alljährlich durch Ferienreisen ins Ausland rollen. Insgesamt geben Deutsche 253 Millionen Mark im Jahr für Kurreisen ins Ausland aus. Wenn auch auf der anderen Seite Ausländer in deutschen Kurorten rund 240 Millionen Mark ausgeben, so ist die gewaltige Summe, die von Deutschen ins Ausland getragen wird, doch ungeheuer groß. Der Bäderverband bemängelt namentlich, daß das zahlungsfähige deutsche Publikum die deutschen Bäder bis auf einige Ausnahmen meidet, um im Ausland zum großen Teil höhere Preise zu zahlen. Es sind also nicht Arbeiter, Angestellte und Beamte, die gutes deutsches Geld ins Ausland bringen, sondern diejenigen, die gewissermaßen den Patriotismus in Erbpacht genommen haben. Bezeichnend ist es, daß der Bäderverband vorschlägt, Regierung und Parlamente mögen steuerliche Erleichterungen eintreten lassen und fernerhin weitgehende Ausnahmen zum Arbeitszeitgesetz zulassen. Wenn durch längere Arbeitszeit die deutschen Kurorte und Bäder gerettet werden sollen, so müßten wir uns dafür bestens bedanken. Auch selbst wenn das Gastwirts- und Hotelpersonal länger arbeiten würde, würden sich die Reichsnachrichten nicht bereit erklären, ihren Kuraufenthalt in Deutschland zu verleiben. Richtiger wäre es, der Bäderverband würde den Versuch machen, die zahlungsfähigen Leute an sich zu ziehen. Auf der anderen Seite wäre es aber auch einmal notwendig, nachzuforschen, ob die Ausgaben, die einem Kurort entstehen, nicht zu hoch sind. Wie mancher Arbeiter oder Angestellte würde gern einmal seine Gesundheit durch eine Kur in deutschen Bädern aufreichten, wenn die Kosten nicht so hoch wären. Vielleicht überlegt einmal der Bäderverband, was in dieser Beziehung zu tun ist.



Deutschnationale Notation

Der Drucker: „Die Maschine und der Mensch — die sind gut, die merken nicht, wenn die Stimmung gewechselt wird.“

Aus dem Ehe- und Liebesleben der Russi-Galla in Australien

Von Ernst Heinrich Schrenzel.

(Schluß)

Der Vater des Bräutigams aber hat eine schwerere Pflicht: er sucht den „Mlange“, den Brautführer, der nach der Landesfeste zugleich der vorbestimmte Liebhaber der jungen Frau sein muß. Sobald er ihn gefunden hat und mit ihm handelseins ist, wird der Hochzeitstag bestimmt und bald unter großen Festlichkeiten begangen.

Am frühen Morgen reitet Dgito, von seinen Freunden und Dienern umgeben, zum Hause der Braut. Vor ihm werden die zwölf Kühe getrieben. Er übergibt sie dem Schwiegervater, der ihm zum Danke die doppelte Anzahl von seinen eigenen Kühen schenkt. Diese vierundzwanzig Tiere werden lediglich aus dem Hause getrieben und bilden die Spitze des Hochzeitszuges. Hinter den Treibern, welche die völlig freien Kinder nicht durch Schläge, sondern durch Zuruf und durch geschicktes Werfen kleiner Steine leiten, folgt zu Fuß der Mlange. Er hält vor sich im Sattel ein großes weißes Tuch in den Armen: die in Linnen ganz eingehüllte Braut. Nur ihre Füße mit den Perlen und ihre Hände sehen hervor. Hinter ihr reitet Dgito, der mit seinen Freunden scherzt, lächelt, die Pferde lenkt. Dann folgt Bolas Kroba auf dem Maultier, das er von Dgito erhalten hat, und dann die Mutter der Braut. Musikanten umhanteln den Zug und spielen und singen dazu. Sie schlagen große, farbige gespannte Pauken und bewegen seltsame Blasinstrumente hinauf und hinunter: mehrerlei lange Bambusrohre, an deren Enden Widerhörner befestigt sind. In den tiefen Ton derselben mengt sich das helle, jubelnde Rufen von Kindern.

Dgitos Mutter erwartet, vor ihrem Hause auf einer Matte sitzend, den Zug. Rings um sie ist auf Teppichen Speise und Trank aufgebaut, die den Ankommenen als erster Zuhilfenahme dienen. Sobald sie nahen, werden Grüsse hin und wider gerufen. Man treibt die Kühe ins Gehöft, der Mlange reitet bis vor Dgitos Mutter und legt ihr die Braut auf den Schoß. Die Männer nehmen ringsum auf dem Boden Platz, essen, trinken, lächeln, während die Schwiegermutter Temenjut Bissen für Bissen in den Mund steckt. Nachdem sie das Mädchen so als ihr Kind bewillkommt hat, gehen die Frauen in ihr Gemach, die Männer ins „Männerhaus“, wo sie sich wohllich einrichten, da die Hochzeit tagelang dauert. In später Nachtstunde aber begibt sich Dgito in den Schlafraum der Braut, die nun auf die Dauer der Hochzeit ausschließlich seine Frau ist.

Zwei Tage nach der Feier aber kommt der Mlange als erster Gast zu dem jungen Paar. Er wird begrüßt, bewirtet, mit allen Ehren der Gastfreundschaft aufgenommen, wobei die Ehre so weit geht, daß der Gatte am Abend das Haus verläßt, seine junge Frau dem Mlange überlassend. Dieser stellt zum Zeichen der Beherrschung seinen Speer vor die Tür. Hiermit ist fürs erste in die neue Ehe Ordnung gebracht. Der Mlange ist dem rechtmäßigen Gatten ebenbürtig, wird wie er von der Frau verpflegt, darf sie ebenso im Falle von Unzufriedenheit prügeln. In einem Punkte aber sind seine Rechte größer: sobald er seinen Speer vor die Tür stellt, hat der Gatte das Haus so lange zu meiden, bis der Speer wieder vor der Haustür verschwindet ist. So hängt ein einfaches optisches Signal des eheliche Glückes von drei Menschen.

Das bis jetzt noch einfache Gefüge dieser Gemeinschaft kompliziert sich aber allmählich. Denn nach einiger Zeit macht Dgito ein erstes Geschäft, fragt seine Frau mit ruhiger Würde, warum sie ihm und dem Mlange nicht genügende Aufmerksamkeit schenke, warum sie insbesondere an mehreren Abenden fortgeritten sei und die betreffenden Nächte mit Wolde Jes in dessen Krall bei den zwei Fellen verbracht habe; Temenjut lenkt bestännt den Kopf und sagt, Dgito müsse sich da gewiß täuschen. „Ganz und gar nicht“, erwidert er, „außerdem haben dich einige meiner Freunde gesehen, und ferner hat Wolde Jes gesagt, du seist besser als seine drei Frauen, besser selbst als seine Favoritin Kababul.“ — „Es muß alles Irrtum sein“, beteuert Temenjut. Und der Landesfeste gemäß leugnet sie woherzogen noch ein Weichen. Als sie dann unumwunden die Wahrheit gesteht, sagt Dgito nach einigem Nachdenken: „Wolde Jes hat mich beleidigt, weil er weber mich noch den Mlange um dich ersucht hat. Du ich für dich zwölf Kühe bezahlet habe, wird es wohl nicht zu viel sein, wenn ich von ihm sechs verlange, die er dir zugleich mit dem Freundschaftshammel geben soll. Nimm ein Maultier und zwei Diener und begehre die Tiere von ihm. Und sag ihm meinen brüderlichen Gruß.“ — Da reitet Temenjut ins Haus des Wolde Jes und erzählt ihm und seinen Frauen, ihr Gatte Dgito wolle den Bund und die Freundschaft zwischen den Familien gesegnet sehen und eruche um sechs Kinder. Diese werden ausgemählt und bereit gehalten. Ein Widder aber wird geschlachtet, und Kababul, die Lieblingsfrau des Wolde Jes, taucht ihre braunen Finger in sein warmes Blut und macht Temenjut mit demselben ein paar Fischen auf die Stirn. Dann reicht sie ihr ein scharfes Messer und hilft ihr auf's Pferd, auf dessen Rücken hinter der Reiterin der geschlachtete Widder gelegt wird, ben die zwei Diener während des Reitritzes halten. Vor dem Maultier werden die sechs Kühe (die Gastgaben der neuen Blutsfreundschaft) getrieben. Wer Temenjut sieht, darf sie anhalten und aus ihrer Hand Fleisch des Widders essen, das sie selbst abschneidet.

Der seltsame Zug kommt vor das Haus Dgitos. Dieser nimmt die Kühe in Empfang und hat nun einen neuen „Semmed“ (das heißt Verwandten, Freund) gewonnen, der künftighin bei ihm Besuche macht und ihn gern wieder als Gast empfängt. Er ist froh und zufrieden, denn Temenjut bringt ihm noch viele Kühe ins Haus und noch eifrige „Semmeds“. Kraväterbrauch, traditionelle Disziplin sorgen für den häuslichen Frieden. Denn einzig Dgito und der Mlange haben das Recht, Temenjut zu schlagen, alle „Freunde“ aber dürfen sich, wenn sie etwa mit den Leistungen der Hausfrau nicht zufrieden sind, nur beim Mlange beschweren, welcher aber in diesem Falle die Klage lediglich an den Gatten weiterzuleiten hat, der dann persönlich die Züchtigung vornimmt. Zu argen Mißhandlungen aber wird es nicht kommen, weil die Gattin schon selber wegwirft und zu einem andern Manne geht, was ihr nicht weiter übel vermerkt wird, weil ja Kinder aus dieser Ehe wie aus jeder folgenden in jedem Falle rechtmäßig dem ersten Gatten

gehören, der sich sie auch jeweils holt, sobald sie „laufen können“.

Er selbst jedoch nimmt eine zweite, dritte, vierte legitime Frau, deren jede ihm Kühe, einen offiziellen Liebhaber, „Freunde“, Kinder bringt, während er selbst wieder gleichzeitig hier und dort die Stelle eines Mlange oder eines Semmeds bekleidet — wenn man so sagen darf. — So ist der Entwicklungsgang solcher Gemeinschaft etwa die Klimax: Konkubinat, Bigamie, Ehetogel.

Der rote Faden in diesem Labyrinth ist einzig die Idee, möglichst viele Kühe zu sammeln und möglichst viel Menschen zu züchten in diesem zentralafrikanischen Land, in dem der Reichtum der Väter noch nach der Zahl ihrer Kinder bemessen wird.

Das lustige Inzerat

Gesammelt von Gerhard Krause.

Liebhaber

Uneingeschränkte Bewunderung muß man dem Mut der Witwe Föler zollen, denn sie läßt in dem Inzeratenteil verkünden, daß sie ihr Haus samt Zubehör zu einem Eigentum verkauft, und legt hinzu: „Liebhaber können sich in der Wohnung einfinden.“ Das war anno 1904. Wer will ihr heute was nachsagen? ...

Unter Mitwirkung der Pastoren

Aber was sagen Sie hierzu? — Unter „Mennighüljen“ schreibt das „Sonntagsblatt für Mennighüljen“ zum 27. Januar 1904: „Wie der Tag in vielen Kreisen gefeiert wird, ist denen am besten bekannt, welche in anderer Gegend und in anderen Verhältnissen gewesen sind. Es macht den Eindruck, als ob man meinte, die Liebe zum Landesvater erlaube, ja, gebiete es, dem Fleische die Zügel schiefen zu lassen, unmaßig zu sein im Essen und Trinken und in anderen Dingen sich gehen zu lassen. Aber was ist das für ein dürftiger Patriotismus, welcher meint, im Freßten und Saufen sich betätigen zu müssen.“ Und darunter lesen unsere nicht wenig erstaunten Augen, überflüssigerweise die sechs Worte: „Unter Mitwirkung der Pastoren dieser Gemeinde.“

Die Tugendssame

Ein Bild der alten Lady Johnston bringt die „Illustrirte Rivierzeitung“ Nr. 7, 1904, und der Text lautet dazu an einer Stelle sehr indiskret und etwas peinlich für die übrige Damenwelt älteren Semesters: „Selten hat eine Dame es verstanden, so ihre Tugend zu bewahren!“

Der erste Tanztag

Eine für die damalige Zeit (1903) nicht so ganz unbedeutliche Annonce trifft man im „Aller Tageblatt“ an. Da wird auf den beginnenden Tanzunterricht des Herrn Henkel aufmerksam gemacht. Am Ende der Anzeige gewahrt man dies: „N. B. Der erste Russ beginnt Mitte September.“

Bekannt in Fachkreisen

... ferner erhielt das Eisene Kreuz 2. Klasse der Unteroffizier und Feldwebelmeister Adolf Kempf vom Landwehr-Inf.-Regt. 40. Nr. 11, Ingenieur bei der Königlich-schweizerischen Eisenbahn und eine in Passungstreifen belagerte Bekannte Persönlichkeit.“ So kann man in Nr. 560 der „Neuen Wädilchen Landeszeitung“ (1917) nachlesen, aber ich möchte bezweifeln, ob R. die Feststellung als Fachmann in Karnivalsangelegenheiten angenehm gewesen ist.

Die Kunstmalerin

Nach der „Düsseldorfer Zeitung“ (Nr. 66, 1905) kann man in der Kunstausstellung von Eduard Schulte sehen: „Porträt von E. Schulz (Naga)“, „Porträtbrüste“ von Thekla Gütersloh.“

Gewisse Hindernisse

Der „Heftischen Landeszeitung“ wurde einmal aus Schabendorff, den 14. Mai 1904, mitgeteilt: „Der Plan unseres Herrn Geistlichen, aus hier einen Jungfrauenverein ins Leben zu rufen, ist leider an gewissen Hindernissen gescheitert.“

Dienstmädchen gesucht

Bezeichnend ist ferner ein Inzerat in der „Heftischen Zeitung“ vom 30. April 1896, wo man lesen kann: „Ein sprunghafter Bulle ist zu verkaufen. Ködgen b. D. Gur Nr. 46.“ Darunter ist gedruckt: „Ein Dienstmädchen sucht der Obige.“



Der tüchtige Unternehmer

„Wie haben Sie es nur gelernt, solange unter Wasser zu bleiben?“ „Ganz einfach, ich habe mir eingebildet, am Ufer rände eine Abordnung meiner Arbeiter und verlange Lohnzulage!“

Schon gehabt

Eine recht offenerbige Annonce ist doch ohne Frage diese: „Junges, geb. Mädchen, Norddeutsche, sucht Stelle bei Kindern, hat 10 Jahre schon gehabt.“ So lesen im „Frankfurter Intelligenzblatt“ vom 27. Oktober 1896.

Das Schläferstündchen

In dem Roman „Das Schloß am Meer“ von Karl Felden findet man eine durchaus deutliche Stelle: „Einer der Männer antwortet: Nun, es müßte schon sein, mit Ihnen, Baronesse, ein süßes Schläferstündchen zu erleben, wert wären Sie es...“ Offenlich hat dieser Besagte auch nicht die Zeit übergriffen! In allem wäre dann der Druckfehler der „Friedrichrodaer Zeitung“ aus dem Jahre 1903, Nr. 101, schuld!

Und Jungfrauen?

Daß man doch die Jungfrauen nicht in Ruhe lassen kann; in der „Neu-Jenburger Zeitung“ von 1891, Nr. 37, liest man kopfschüttelnd ein sehr bedenkliches Inzerat: „Den geehrten Frauen und Jungfrauen zur gefl. Kenntnis, daß ich mein Examen als Hebamme bestanden habe und halte mich bestens empfohlen! Die Hebamme scheint ihren Kundendienst sehr gut zu kennen...“

Unglaubliche Zumutung

Offenerzig im höchsten Grade wirkt dies: „Wirtshäfterin suche sofort, die locht, dauernde Stellung, soll auch bei mir schlafen.“ (Vgl. „Berliner Lokal-Anzeiger“ 1906, Nr. 142.)

Kind und Heirat nicht ausgeschlossen!

Recht indiskret hört sich nun diese Annonce an, die im „Dresdener Anzeiger“ (29. Dezember 1903) zu finden war. Sie lautet: „Ein Witwer, 33 Jahre, sucht eine Wirtshäfterin mit gutem Charakter, ehrlich und fleißig, sofort. Kind und Heirat nicht ausgeschlossen.“

Verwandtschaft

Ein sehr offener Charakter, der kein Heft aus seinen verwandtschaftlichen Beziehungen, und mögen sie noch so seltsam sein, macht, ist der Herr Quente, der in der „Kieler Zeitung“ vom 12. März 1908 folgendermaßen annünciert: „Durch verwandtschaftliche Beziehungen bin ich im Stande nur das Allerbeste in pommerchen Gänsebrüsten zu liefern. E. Quente.“

Stuhlhöhe

Jetzt aber heißt es beschließen zu sein und seine Nachhinein liebe in die Tat umzusetzen, denn in der „Weichfelder Zeitung“ Nr. 142, wird inlertiert: „Wer nimmt ein anderer Dame von Zeit zu Zeit ein kleines Heringfäschen (Stuhlhöhe) voll Dünger ab, oder schafft dieses gegen Entgelt fort?“ usw.

Es gibt noch Pötel.

Im Eßzimmer des Gasthofs zur Post in Seeshaupt am Starnberger See steht eine Glasvitrine, deren einziger Inhalt ein zur Hälfte mit Limonade gefülltes Trinitätsglas. Darunter hängt die folgende Inschrift: „Die andere Hälfte der Limonade wurde am 11. August 1873 von Seiner Majestät König Rudwig II. anlässlich Seines allerhöchsten Besuches ausgetrunken.“

Betteln

Viele Schreiner und Bildhauer hatten unter sich einen Streit, welches doch unter allem Holze das schwerste wäre? Dienen entschiedete ein Bettler und sprach, daß das Holz zum Bettlerstabe das allerhöchste Holz sei.

Johann Riemer (1648—1714).

Im Empfangssaal der Welt liest der einfache Grasshalm auf demselben Teppich mit dem Sonnenstrahl und den Sternen der Witternacht. So teilen meine Lieder ihre Bläse im Herzen der Welt mit der Musik der Wolken und Wälder.

Aber du reicher Mann, dein Reichtum spielt keine Rolle in der einfachen Größe des frühlichen Sonnengoldes und des milden linnenden Mondenshimmels.

Der Segen des alle unarmenden Himmels ist nicht darüber ausgegossen.

Und wenn der Tod erscheint, bleicht er und dorrt er und zerfällt in Staub.

Rabindranath Tagore.

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der alles weiß und gar nichts kann;
Das Publikum, das ist ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertrieb;
Das Publikum, das ist ein Kind,
Heut so und morgen so gefinkt;
Das Publikum ist eine Magd,
Die stets ob ihrer Herrschaft klagt;
Das Publikum, das ist ein Knecht,
Der, was sein Herr tut, findet recht;
Das Publikum sind alle Leute,
Drum ist es dumm und auch gescheut.
Ich hoffe, das nimmt keiner trumm,
Denn einer ist kein Publikum.

Ludwig Richter.

Der Natur nach ist das Dienstmädchen von Herrn N. (dem Pensionsvater) ebenso wohlgeboren wie du, sie hat einen Vater und eine Mutter, einen Großvater und eine Großmutter und Vorfahren bis Adam gehabt. Aber zu ihrem Nachteil waren sie nicht so reich wie die deinetigen und konnten ihr deshalb nicht eine gleiche Erziehung geben. Der ganze Unterschied zwischen ihr und dir besteht darin, daß sie dir ihre Arbeit gibt, und du ihr Geld gibst. Wäre dir also nichts auf deine Abstammung ein, die durchaus nicht besser ist als die ihrige, sondern zeichne dich durch deine Tugenden und deine Sitten aus; das ist der einzige und wahre Adel.

Graf Chesterfield (Briefe).

Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, wenn man sie genauer kennenlernt, und die guten verlieren.

Die schallende Ohrfeige

„Schlagende“ Beweise vor dem Arbeitsgericht

Aus Breslau wird uns berichtet:

Die kommunistische Presse, und besonders die „Arbeiter-Zeitung“, hat mit dem Aufleben der „sozial-faschistischen Verräterei“ anscheinend so viel zu tun, daß sie sich mit den kapitalistischen Arbeitgebermethoden in eigenen Betriebe nicht befassen kann. Ein Ratten-schwanz von Klagen gegen die „Fevvag“-Druckerei vor dem hiesigen Arbeitsgericht gibt einen Einblick über die Auffassungen von Arbeiterrechten in der Revolutionen-schmiede, der für ihre revolutionären Prinzipien bezeichnend ist. Da wurde vor einiger Zeit der als Haus-hälter beschäftigte Arbeiter K. entlassen, weil man nicht mehr genügend Beschäftigung für ihn hatte. (Wie das nur bei dem so oft betonten „Steigen“ der Auflage-ziffer der „Arbeiter-Zeitung“ möglich ist?) Trotzdem er-klarte der Betriebsrat in der Entlassung eine unbillige Härte und verweigerte seine Zustimmung. Die Verhand-lungen führten zu keiner Einigung, worauf der Be-triebsrat eine Klage bei dem Arbeitsgericht anhängig machte.

Als die Beweisaufnahme vor sich gehen sollte, zeigte es sich, daß man die Zeit nicht hatte ungenützt verstreichen lassen. Der Betriebsratsvorsitzende Hirsch, der im Auftrage des Gesamtbetriebsrates die Klage an-gestrengt hatte, war schnell entlassen worden, denn man braucht sich doch nicht nach dem „kapitalistischen Betriebs-rätegesetz“ zu richten, das die Betriebsratsmitglieder vor Unternehmerwillkür schützt. Mitten schon dieses Vor-gehen der Betriebsleitung sehr wenig kommunistisch an, weil es dem Betriebsratsvorsitzenden die Möglichkeit nimmt, eine im Auftrage des Gesamtbetriebsrates an-hängig gemachte Klage zu Ende zu führen, so wurden die „revolutionären“ Grundzüge noch offensichtlicher, als ein inzwischen beim Gericht eingegangenes Schrei-ben des neuen Betriebsratsvorsitzenden Willi Warbus verlesen wurde, das die Mitteilung enthielt, daß der Betriebsrat ausdrücklich feststellt, die Entlassung des Arbeiters K. (Kruber) sei keine unbillige Härte, und die Klage sei eine persönliche Maßnahme des inzwischen entlassenen Hirsch. Obwohl der Klage-vertreter darauf hinwies, daß doch ein Betriebsrat ein einmal gefaßtes Protokoll nicht über Nacht einfach über den Haufen werfen könne, wollte das Gericht den ent-lassenen Betriebsratsvorsitzenden nicht als verhand-lungsbevollmächtigter anerkennen und beschloß, zunächst den Ausgang der bereits angestrengten Klage des ent-lassenen Betriebsrates abzuwarten.

Der entlassene kommunistische Arbeiter aber, der sich als Leser der „Arbeiter-Zeitung“ schließlich die in dem Blatte so oft empfohlenen Lehren zu eigen gemacht hat, fand für die Verschleppungsmanöver und die „Arbeiter-freundlichkeit“ seiner Parteigenossen nicht das rechte Ver-ständnis, denn als er hörte, daß die Verhandlung aber-mals ergebnislos abgebrochen werden mußte, gab er an der Tür zum Gerichtssaal dem Vertreter der Geschäfts-leitung eine schallende Ohrfeige, und dieser mußte sich nach Zeugen umsehen, die das Klatschen ge-sehen und gehört hatten, um seinen Genossen vor dem „Klaffengericht“ der Bourgeoisie zur Verantwortung ziehen zu können.

Weh dir, wenn du ein Heide bist

Der Buchdruckereibesitzer F. in Berlin ist als guter Fachmann unter den Angehörigen des Buchdruck-gewerbes bekannt und geschätzt. Kein Wunder daher, daß manche Eltern ihren Sprößling, der ein tüchtiger Facharbeiter werden soll, gern zu ihm in die Lehre geben wollen. Ein Kollege dachte auch so, brachte seinen Jungen zu ihm und war nicht wenig erstaunt, als der neue Lehrling abgewiesen wurde, weil — ja, lieber Leser, den Grund wirst du nie erraten — er nicht kon-firmiert, vor seinem Eintritt in das Erwerbs-leben nicht richtig kirchlich eingeweiht war. Der Vater hatte es nämlich vorgezogen, seinen Sohn zur Jugend-heiße der Berliner Arbeiterkammer und nicht in die Kirche zu schicken. So etwas passiert in Berlin und anderswo jährlich viele tausend Mal, niemand nimmt daran Anstoß mit Ausnahme des erwähnten Buch-druckereibesitzers, der wahrscheinlich annahm oder an-nimmt, wo der kirchliche Segen fehlt, werde sich echtes buchdruckerisches Können nie entwickeln. Einen andern Grund kann doch die Zurückweisung des jungen Mannes unmöglich haben, wir können nicht glauben, daß ein Unternehmer einen Arbeiter wegen seiner Weltanschauung mißachten oder zurücksetzen wird.

Der junge Buchdruckerkollege hat eine andere Lehr-stelle gefunden, nach dem Urteil seines Meisters — der Vorfall liegt schon einige Zeit zurück — hat er gute Anlagen und wird ein tüchtiger Buchdrucker werden. Der Vater freut sich natürlich darüber, es ging also auch ohne den Herrn Buchdruckereibesitzer F. Uns plagt aber eine Frage: Was wird dieser Unternehmer

tun, wenn später der junge Gehilfe bei ihm Arbeit nimmt, und fragt er überhaupt seine Arbeiter bei der Einstellung, ob sie in ihrer Jugend die kirchlichen Weihen empfangen haben, um sich so ein Urteil über ihre Fähigkeiten bilden zu können? Wenn nicht, so raten wir ihm, das einmal zu tun.

Ja, die Liebe...

In einem alten Volksliede heißt es: „Es soll sich der Mensch nicht mit der Liebe abgeben.“ Das ist radikal gesprochen und darum auch nicht richtig. Der Mensch soll nur wissen, wo er sich „mit der Liebe abgeben“ kann. Er soll es möglichst nicht im Betriebe tun. Das kann zu bösen Folgen führen, wie nachstehender Vor-fall beweist. In einer Druckerei — wir sagen absichtlich nicht wo und wann — hatte der Meister mit einer Anlegerin, wie man zu sagen pflegt, ein Verhältnis. Das ist vorerst nicht schlimm, man kann und will keinen Menschen hindern, einen andern gern zu haben. Aber die Liebe ist nicht immer, wie der Apostel schrieb, lang-mütig und freundlich. In unserem Falle machte sie die Kollegin boshaft und herrisch, sie verlangte und setzte es durch, daß ihr mißliebige Personen aus dem Be-trieb entfernt wurden. So transponierte sie „ihn“ und ihre Mitarbeiter, bis sich der Betriebsobmann in dem kleinen Betrieb bei dem Inhaber mit Recht und im Auftrage des Personals beschwerte. Da war es aus mit der Herrschaft der Anlegerin. Dafür setzte aber die Drangsalierung des Meisters gegen den Kollegen ein, der nichts mehr recht machen kann. Der Kollege hat seitdem böse Tage und muß damit rechnen, wenn ihm ein geringfügiges Versehen passiert, entlassen zu werden.

Es ist selbstverständlich, daß wir uns dieses Kollegen annehmen müssen. Er hat sich hilfesuchend an den Vor-stand seiner Zahlstelle gewandt, der sich für ihn ein-sehen wird. Wir erkennen aber an diesem Vorfall, was aus ganz vernünftigen Zeiten wird, wenn sie in Brand geraten. Dem betreffenden Meister wollen wir hier den guten Rat geben, durchaus zurückhaltend und gerecht zu sein. Nach unfern Erfahrungen geht eher seine große Liebe in die Brüche, bis es ihm gelingt, den Kollegen, der seine Pflicht getan hat, aus dem Betriebe zu ent-fernen.

Auch er ist ein Proletar

Es ist eine besondere Erscheinung der Nachkriegszeit, daß breite Kreise der Bevölkerung von einem Bildungs-simmel befangen sind. Die Bildungsinstanzen feiern wahre Orgien. Ein riesiger Aufwand an Zeit und Geld wird nutzlos ohne entsprechenden volkswirtschaftlichen Gewinn vertan. Aber diese unerfreuliche Erscheinung beruht ein akademischer Berufsberater beim Arbeits-amt Frankfurt a. M. in Heft 27 des „Reisarbeiten-blatts“. Er wendet sich gegen den unnatürlichen Glauben an den Berechtigungschein und gegen die Übersteige-rung der Bedeutung des schulmäßigen Wissens. Die Folge ist ein gewaltiger Überschuß von Akademikern auf allen Gebieten. Die Akademiker hätten außer-gewöhnliche Schwierigkeiten, in der Praxis unterzu-kommen. Das führt der Verfasser auf zwei Gründe zurück: 1. auf die allgemein zu beobachtende Über-füllung aller Berufe und 2. auf die vielfach mangelhafte Schulung des Anwärters für die praktischen Erforder-nisse seines zukünftigen Berufes. Zusammenfassend wird die Überleitung ungeeigneter Stu-dierenden der folgendenmaßen beurteilt:

„Die ständig gestiegene Frequenz in den höheren Schulen und das damit verbundene immer stärkere Eindringen von ungeeigneten Nachwuchs in die Hochschulen hat eine weitere arbeitsmarktpolitische Folge. Die Hochschulen versuchen, eine verstärkte Auslese durch das Anziehen der Examens-schraube herbeizuführen, und die Zahl der Examensschiff-brüchigen ist daher ständig im Wachsen. Daraus ergibt sich für die akademische Berufsberatung und Stellenvermittlung ein drittes Problem: Die Überleitung der für ein Studium ungeeigneten Personen in nichtakademische Berufe. Die Unterbringung, selbst wenn der Betreffende bereit ist, ein volles Lehrverhältnis einzugehen, gestaltet sich außerordent-lich schwierig, da die meisten Firmen ausgesprochenes Miß-trauen gegen Akademiker hegen, die ihr Studium abge-brochen haben; sie sind also leicht geneigt, diese auch für praktische Berufe ungeeignet zu halten. Zudem glauben viele, von dem jungen Akademiker ein mangelndes Unter-ordnungsgesühl beizubringen zu müssen. Unter dem Druck der Verhältnisse wenden sich dann viele Akademiker dem Ge-legenheitsberuf oder dem Beruf des Provisionsreisenden zu, und verlieren bald jeden Anstoß an ein geregelteres Berufs-verhältnis. Zahllose Arbeiterkräfte, die an die richtige Stelle gehen, noch wertvolle Arbeit leisten könnten, gehen so dem Arbeitsmarkt völlig verloren. Hier finden wir geistiges Proletariat im wahren Sinne, und es wird der Zusammen-fassung aller beteiligten Kreise bedürfen, um hier dem Staatsleben drohende Gefahren abzuwenden.“

In der Tat wird hier auf ein Problem hingewiesen, das schwere Gefahren in sich birgt. Letzten Endes konnte diese Entwicklung derartig um sich greifen, weil die Handarbeit so äußerst niedrig bewertet wird. Viele fühlen sich zu etwas Höherem geboren mit dem Resul-tat, daß sie dem rauhen Leben hilflos gegenüber- stehen.

Aus den Zahlstellen

Hirschberg i. R. Mitgliederversammlung am 26. Oktober. Der Vorsitzende, Kollege R. Feige, gab einen Bericht vom Gauvorstand. Die Unternehmer geben ihnen jetzt für die im nächsten Frühjahr evtl. stattfindenden Verhandlungen über unseren Reichsstatz ihre sehr honorablen Wünsche zu erkennen. Hoffentlich werden sie dann die richtige Antwort von einer geschlossenen Kollegenschaft erhalten. Weiter wird das Programm vom Ortsausflug für das Winter-halbjahr (Bildungsvorträge) vorgelegt, und der Besuch den Kollegen empfohlen. In den Vorstand wurden die Kollegen S. Feige als Vorsitzender und B. Franzek als Kassierer gewählt. Nach Erledigung einiger Betriebsangelegenheiten schloß der Vorsitzende die gut besuchte Versammlung.

Rundschau

Albert Just gestorben. Ein treuer Arbeiter für die Organi-sation, ein Mann der Pflicht und ein guter Mensch ist von uns gegangen. Am 2. November ist in Bielefeld Kollege Albert Just gestorben. Ein schweres hartnäckiges Leiden machte ihn schon seit Wochen arbeitsunfähig; man mußte damit rechnen, daß er überhaupt nicht mehr in den Volk-sheiß seiner Arbeitskraft gelangen werde; nun hat es seinem Leben ein Ziel gesetzt. Kollege Just ist 54 Jahre alt ge-worden, war 22 Jahre Mitglied unserer Zahlstelle Bielefelds und ebensolange Funktionär. Seit 1920 verwaltete er das Amt eines Bezirkskassierers; er hat auf diesem Posten gute Arbeit zum Besten des Verbandes und der von ihm betreu-ten Mitglieder geleistet. Albert Just ist in der Öffentlichkeit nicht herorgetreten, er gehörte wie viele zu den stillen fleißigen Arbeitern, die nicht viel von sich und ihrer nutz-bringenden Tätigkeit reden. Er war aber auf seinem Posten ein ganzer Mann; der Verband hat ihm viel zu danken! Ein gutes Gedenken bleibt diesem vortrefflichen Menschen der stillen Pflichterfüllung stets gewahrt.

Das Volkshochschulheim Dreißigader eröffnet am 1. März, 1930 einen Trauenausschuss, der bis zum 30. Juni läuft. Anmeldungen sind unter Einreichung eines kurzen Lebens-laufs an die Heimleitung Dreißigader bei Meinungen zu richten. Das Schulgeld für den Biermonatskursus beträgt, wenn nicht staatliche oder städtische Beihilfen gezahlt wer-den, für Thüringerinnen 35, für Nichtthüringerinnen 40 Tagelöhne. Im Minimum aber 150 M. einschließlich für Kost, Wohnung, Heizung und Licht. Die Reisefloßen sind zur Hälfte ermäßigt. Prospekte durch die Heimleitung erhältlich.

Literatur

„Die Arbeit.“ Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirt-schaftskunde. Herausgeber: Theodor Leipnitz. Verlagsanstalt der Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in B. 8. Ver-kaufspreis: Abonnementpreis vierteljährlich 3,00 M., für Er-nachzahlungsmitglieder 2,85 M.

„Unser Kreis.“ Handbuch zur Gestaltung sozialistischer Jugend-ferne und Jugendferien. Von Walter Glöckner. 176 Seiten. Kar-toniert 2,50 M.; Originalpreis 3,00 M. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61.

„Der Wanderversorger.“ Sammlung von Vorträgen und Be-richten von den Haupt-Wanderversorger-Vereinen des Reichs-verbandes für Deutsche Jugendberiberger. Bände 3, 4, 5. Heraus-gaben im Eigenverlag des Reichsverbandes für Deutsche Ju-gendberiberger. Hefenanzahl in Bielefeld: Heft 1, 2 und 1,75 M.

„Krieg einer Zeit.“ Einen kleinen Abriss einer Literatur-geschichte der Jahre des 19. und 20. Jahrhunderts gibt der neuer-dings sehr häufige R. K. in seinem Doppelheft „Er-oberung November.“ Berlin, Preis: gebunden 6,50 M., kartoniert 5,50 M. Organisationspreis: gebunden 4,85 M., kartoniert 4,10 M.

„Freudenborn 1930.“ Im Eigenverlag herausgegeben vom Reichsverband für Deutsche Jugendberiberger, Bielefeld in Bielefeld. Was dieser Jahrbuch in „Anschluß für 20 M.“ der Jugend zwischen 10 und 20 Jahren auf 64 Seiten an fruchtbar-lichem Stoff und Bildern bringt, ist so erhellend, daß wirklich jeder die 2 Groschen für das Buchlein übrig haben muß.

„Deutsches Handbuch 1930.“ Im Eigenverlag herausgegeben vom Reichsverband für Deutsche Jugendberiberger, Bielefeld in Bielefeld. Ein reich und Bild-Abreißender von außerordent-licher Schönheit. Schöneheit und — Billigkeit. Denn er kostet trotz seines großen und herrlichen Inhalts nur 2 M.!!

Am Sonnabend, dem 2. November, verstarb nach langem mit Geduld ertragenem Leiden unser lieber Kollege und Bezirksangestellter **Albert Just** Bielefeld, im Alter von 54 Jahren. 22 Jahre hat er unserer Zahlstelle Bielefeld angehört und als Funktionär für diese gewirkt; seit 1920 als Be-zirkskassierer tätig, hat er in rastloser Tätigkeit seine Schuldigkeit getan. Auf allen Gau- und Verbandstagen war er seit 1920 vertreten, bis ihn die heimliche Pro-selarietatskrankheit auch himmlische Ruhe im Frieden. Ein ehrendes Gedenken bewahrt dem Verstorbenen **Der Vorstand des Gau 9 Hannover.**

Unserer lieben Kollegin Fräulein Klara Schür und Bräut-igam Herrn Fritz Fahn die herzlichsten Glückwünsche zur Vermählung. **Zahlstelle Wüstlingen (Württemberg).**

Abrechnungen In der Woche vom 28. Oktober bis 2. November sind die Abrechnungen des 2. Quartals für Gau 6a aus Leipzig, Gau 8 aus Berlin und Gau 9 aus Hannover bei der Haupt-stelle eingegangen. **Beleidigungen** kamen aus: Danzig 1803,89 M., Erfurt 4002,67 M., Berlin Krefzählung: 2561 M. **Berlin, den 2. November 1929. S. Lohmann.**

Für die Woche vom 3. November bis 9. November ist die Beitragssmarke in das 45. Feld des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu kleben. Verantwortlich für Redaktion: A. S. u. f. e. Charlottenburg. Meerfeldstraße, 10. Fernruf: Amt Bielefeld 1929. — Verlag: S. Lohmann, Charlottenburg. — Druck: Buchdruckwerkstätte GmbH, Berlin SW 61. Drucknummer 6.